Alles so verlassen hier

Leere Sandstrände, verwaiste Tempel, verlassene Hotels: Seit zwei Jahren liegt der globale Tourismus am Boden. 62 Millionen Arbeitsplätze sind dahin. Was ist mit den Menschen an unseren Sehnsuchtsorten passiert? Und gibt es das Paradies nach der Pandemie noch?

Von Michael Furger und Peter Hossli

Aus der Weisheit des Dalai Lama ist ein unerfüllter Wunsch geworden: «Einmal im Jahr solltest du einen Ort besuchen, an dem du noch nie warst», riet der Tibeter. Seit Corona ist das nicht mehr möglich. Die Sehnsucht vieler Reisenden bleibt ungestillt, die wirtschaftlichen Folgen sind dramatisch. Im ersten Jahr der Pandemie verzeichneten die globale Tourismusbranche und ihre Zulieferer Ausfälle von 2,4 Billionen Dollar. Das ist mehr als dreimal so viel wie das Bruttoinlandprodukt der Schweiz. Laut Uno-Schätzungen dürfte 2021 das Minus erneut über 2 Billionen betragen. Eine gigantische Krise einer Branche, die weltweit 10 Prozent aller Arbeitsplätze stellt.

Es trifft nicht alle gleich. «Das grösste Minus verzeichnen Entwicklungsländer», sagt der Uno-Experte für Handel, Entwicklung und Tourismus Ralf Peters. Dort, wo die magischen Orte liegen und ganze Landstriche vom Tourismus leben. Kompensierten in den USA oder Westeuropa einheimische Touristen den Ausfall, verloren einzelne asiatische Inseln auf einen Schlag ihr gesamtes Einkommen.

Am stärksten betroffen ist Südostasien mit einem Minus von 98 Prozent bei internationalen Touristen. Im Nahen Osten waren es 79 Prozent, in Südamerika 82 Prozent, in Afrika 74 Prozent. Zwar zeichnete sich Mitte 2021 eine leichte Erholung ab. Die Uno betont aber: «Angesichts des Auftretens der neuen Omikron-Variante und des Anstiegs der Infektionen in einigen Teilen der Welt bleibt die Erholung fragil und uneinheitlich.» Für die Menschen, die vom Tourismus leben, habe das bedrohliche Folgen, sagt Peters. «Wenn ein Land mehr als 50 Prozent des Bruttoinlandproduktes mit Tourismus erwirtschaftet, kann es die Krise nicht auffangen, es verbreitet sich grosse Armut.» Weltweit gingen 62 Millionen Jobs verloren. «Es sind gut bezahlte Arbeitsplätze, die vor allem Frauen und junge Menschen anziehen – und das fördert die Entwicklung.»

Das Schweizer Reiseunternehmen Globetrotter ist spezialisiert auf Destinationen abseits des Massentourismus. Es hat in den letzten beiden Jahren den Personalbestand von 450 auf 290 reduziert, sagt Mitbesitzer André Lüthi. «Seit zwei Jahren verkaufen die Angestellten nicht mehr schöne Reisen, sondern sie buchen um und annullieren, das bereitet wenig Freude.» Eben erst sagte er eine Schiffsreise in die Antarktis mit 130 Passagieren ab. «Das Risiko, dass ein Ehepaar mit Omikron vom Schiff muss und 40 000 Franken verliert, war mir zu gross.» Lüthi spricht von einem «Millionenverlust» bei Globetrotter, den man seit zwei Jahren durch Kurzarbeit, Härtefallgelder und Einschüsse der Aktionäre decke.

Jammern will er nicht. «Im Vergleich zu dem, was ich in der Welt sehe, geht es uns prächtig.» Lüthi erzählt von Nepal, wo die Kinder nicht mehr zur Schule können, weil die Hotels ihrer Eltern schlossen. Von Botswana, wo Safarileiter von einem Tag auf den anderen keinen Job mehr hatten. «Der Reisebranche gehen dadurch Wissen und Infrastruktur verloren.» Erst 2024 oder 2025 werde das Niveau von 2019 erreicht sein. Christian Laesser, Wirtschaftsprofessor an der Universität St. Gallen, schätzt, dass die Erholung schnell einsetzen könnte, wenn die Grenzen öffnen. Die Menschen in den reichen Ländern hätten nicht nur Nachholbedarf an Reisen, sondern auch genügend Geld dafür, weil sie in den letzten zwei Jahren weniger ausgegeben hätten. Auch die Angebote würden rasch bereitstehen. Die Arbeiterinnen und Arbeiter in den weniger entwickelten Ländern kämen schnell ins Tourismusgeschäft zurück.

Im Moment jedoch herrschen Stille und Leere an den Sehnsuchtsorten dieser Welt. Neun Geschichten über neun Menschen.

Angkor Wat, Kambodscha: 50 Besucher pro Tag

TANG CHHIN SOTHY / AFP

Vor zwei Jahren war die Welt für Seyha Chim noch in Ordnung. Der 36-jährige Vater dreier Kinder ist Reiseleiter, er spricht Französisch und kennt Angkors Tempelanlagen wie sein Zuhause. Zur Kundschaft gehörten hauptsächlich Reisende aus Frankreich, Belgien, Kanada, Spanien und der Schweiz. Damit verdiente er in der Hochsaison von November bis April für kambodschanische Verhältnisse gut; bis zu 1500 Dollar im Monat. Das reichte fürs Schulgeld, ein Auto und für seine Eltern.

Die Pandemie traf Seyha und Tausende anderer Reiseleiter wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mit den Grenzschliessungen kam eine aufstrebende Stadt zum Erliegen. Die Hotellerie lebte zu 90 Prozent von ausländischen Touristen. Siem Reap, die drittgrösste Stadt im Königreich, das Tor zu den weltberühmten Sakralbauten von Angkor, hatte 2019 zwei Millionen ausländische Besucher angezogen; derzeit sind es 50 pro Tag – obwohl seit kurzem die Grenzen wieder offen sind. Erst 2023 dürfte Seyha die angestammte Tätigkeit wieder aufnehmen können.

Aber es öffneten sich neue Türen. Nach dem anfänglichen Schock sei Bevölkerung und Regierung klar geworden, dass es Alternativen brauche, dass man von der «touristischen Monokultur» abrücken müsse, sagt Seyha. Er selbst hat die Viehzucht entdeckt. Zudem betreibt er einen Online-Handel und will eine Cafeteria eröffnen. Als Reiseführer werde er sich künftig nur noch nebenbei betätigen. Sein Berufskollege Yann Phun pflichtet bei: Von ihm organisierte Fahrradausflüge seien so beliebt wie nie zuvor. Keine Reisebusse blockierten die Strassen, keine Touristen ständen im Weg und in den Weiten der Tempelruinen sei erholsame Stille eingekehrt.

Und wie schneidet die Regierung in Phnom Penh beim Krisenmanagement ab? Seyha und Yann geben ihr eine durchschnittliche Note. Bezüglich Impfprogramm – neun von zehn Kambodschanern sind zweimal, zwei Drittel inzwischen dreimal geimpft – habe diese resolut und erfolgreich agiert. Bemerkenswert sei, dass in Siem Reap umgehend Projekte zur Verbesserung der Infrastruktur lanciert worden seien. Wenig überzeugend sei dagegen die finanzielle Direkthilfe zugunsten der Ärmsten ausgefallen, die seit dem Ausbruch der Krise fast ohne Einkommen dastünden.

Es räche sich, was in der Vergangenheit entwicklungspolitisch versäumt worden sei: Wer wie Kambodscha beim Tourismus einseitig auf das kulturelle Erbe Angkors setze und sonst fast nur noch die Textilindustrie und den Bau von Kasinos fördere, sei für Verwerfungen à la Covid eben schlecht gewappnet. *Manfred Rist, Siem Reap*

> **Unsere Angestellten verkaufen seit zwei Jahren keine schönen Reisen mehr, sie buchen nur noch um oder annullieren sie.**
>
> **André Lüthi, Mitbesitzer Globetrotter**

Seyha Chim begleitete Reisende durch Angkor Wat. Derzeit betreibt er Landwirtschaft, er hat einen Online-Handel aufgezogen und will eine Cafeteria eröffnen.

Kathmandu, Nepal: Tausende Firmen Konkurs

NARENDRA SHRESTHA / EPA / KEYSTONE

Billi Bierling führt Trekkingtouren in der Himalaja-Region durch. Statt Hunderte Gruppen trifft sie in zwei Wochen drei an.

Letzten Herbst führte die deutsche Bergsteigerin Billi Bierling eine Trekkinggruppe rund um den Manaslu, den achthöchsten Berg der Welt. Auf der zweiwöchigen Wanderung traf sie drei Wandergruppen an. Normalerweise sind es Hunderte. «Für meine Gruppe war das ein Traum, sie hatte die Berge für sich», sagt die 54-jährige Bierling, die sechs der vierzehn Achttausender bestiegen hat. «Für Nepal ist es eine Katastrophe.» Das Land leide doppelt an Covid-19, erklärt Bierling, die in der Hauptstadt Kathmandu das Himalaja-Archiv führt. Zum einen sind die Einnahmen aus dem Tourismus weggebrochen. Zudem sind viele Nepalesen, die in Katar oder Saudiarabien arbeiten, wegen Corona heimgekehrt. Das Geld der Wanderarbeiter ist Nepals grösste Einnahmequelle. Und das fehlt jetzt.

Im ersten Jahr der Pandemie kamen praktisch keine Touristen. Als das Land im Frühling 2021 wieder aufging, waren mehr Bergsteiger denn je zum Mount Everest unterwegs, zum höchsten Gipfel der Welt. Da China geschlossen war, bestiegen sie den Everest von der nepalesischen Seite. «Einige machten einen Reibach», erzählt Bierling. «Trekkingtouristen, die in Hotels absteigen und Kulturstätten besuchen, kamen aber keine.» Everest-Besteiger landen in Kathmandu und fliegen sofort weiter ins Basislager. Zwar entrichten sie dem Staat die Gebühren für Besteigungen, bei kleinen Unternehmen bleibt wenig. Vor der Pandemie gab es in Kathmandu rund 5000 Trekkingagenturen. Die Hälfte habe nicht überlebt, sagt Bierling. Alteingesessene Restaurants und Hotels schlossen, eine Mehrzahl der Reiseleiter gab auf. Tagelöhner in Kathmandu leben heute von Hilfsorganisationen. Die Träger, die auf niedrigere Berge gehen, verdienen einen Viertel dessen, was sie vor der Pandemie einnahmen. Sherpas, die Bergsteiger auf hohe Gipfel führen, arbeiten als Verkäufer. Die etablierten unter ihnen würden die Krise aber aussitzen, erklärt Bierling. Sie hätten gelernt, genug zu verlangen. In einer normalen Saison verdienen sie bis zu 10 000 Dollar – viel in einem Land mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 960 Dollar. «Die Berge gehen nicht weg, das wissen die Nepalesen, der Tourismus wird wieder kommen», sagt Bierling. «Aber bis dann liegt das Land im Koma.» *(hos.)*

ERNESTO BENAVIDES / AFP / KEYSTONE

Niemand weit und breit: Die peruanische Ruinenstadt Machu Picchu ohne Touristen. (1. März 2021)

Nabil Giacaman verkauft bei der Geburtskirche in Bethlehem Kreuze aus Holz und Krippenfiguren. Jetzt hat er auf Kurzarbeit umgestellt und hofft auf Pilger an Ostern.

Elizabeth Fideria führt eine Tauchschule auf den Seychellen. Die Corona-Pause helfe, nachhaltiger zu werden.

Bethlehem, Westjordanland: Härter als die Intifada

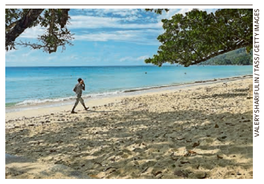
MUSA AL SHAER / AFP

Es wäre alles bereit gewesen für ein hoffnungsvolles Weihnachtsfest, auch touristisch gesehen. Israel öffnete am 1. November gerade rechtzeitig wieder die Flughäfen und die Grenzen, die Renovation der Geburtskirche war praktisch abgeschlossen. Weihnachten 2021 sollte besser werden als Weihnachten 2020, als Bethlehem menschenleer war und die lokale Wirtschaft rote Zahlen schrieb. Sollte. Aber dann kam die Virusvariante Omikron, und Israel schloss Ende November Grenzen und Flughäfen.

«Für uns war das eine einzige Katastrophe», erzählt Nabil Giacaman. Der 36-Jährige führt in dritter Generation einen Souvenirladen am Hauptplatz von Bethlehem, wo er vor allem Krippenfiguren und Kreuze aus Olivenholz verkauft, die er in seiner kleinen Manufaktur herstellt. An Weihnachten macht sein «Christmas House» normalerweise 60 Prozent des Jahresumsatzes. Jetzt sind die Pilger bereits zum zweiten Mal in Folge ausgeblieben. «Das ist eine Situation, die weit schlimmer ist als der Ausbruch der zweiten Intifada im Jahr 2000 oder die Überschwemmung des Marktes mit billigen chinesischen Konkurrenzprodukten.»

Er verdiene gerade noch zwei Prozent des normalen Einkommens und brauche derzeit die Reserven auf. Neben seinem Bruder und seinem Vater arbeiten sieben Angestellte in der Firma mit. Er kann sie nur noch zwei Tage pro Woche beschäftigen – und bezahlen. «Mir schickt keine Regierung Geld, ich kann ihnen die Differenz zu ihrem Lohn nicht ausgleichen.» Sein Versandhandel über Internet stocke. Oft blieben Waren in Israel hängen und dann heisse es, Omikron sei schuld. Giacamans Lage entspricht jener der Stadt Bethlehem, die wirtschaftlich gesehen zu weit über der Hälfte vom Tourismus abhängt. Rund 70 Hotels und 120 Läden und Restaurants leiden derzeit stark, wie der Bürgermeister Anton Salman sagt. Er versucht, optimistisch zu bleiben: «Bethlehem ist die Hauptstadt des Weihnachtsfests und damit die Hauptstadt der Hoffnung», sagt er. Am 9. Januar sind die israelischen Flughäfen wieder aufgegangen. Nabil Giacaman setzt nun vage auf die Pilger zu Ostern. Allenfalls ist das ein allzu frommer Wunsch, denn da spielt die Geburtskirche bekanntlich nur eine kleine Rolle. Die einen oder die anderen, hofft Giacaman, werden von Jerusalem nach Bethlehem kommen. *(tis.)*

Beau Vallon, Seychellen: Mit weniger leben als zuvor



VALERY SHARIFULIN / TASS / GETTY IMAGES

Lange Sandstrände, Korallenriffe, tropische Früchte – die Seychellen gelten als Paradies auf Erden. Ein perfekter Ort für die romantische Reise zu zweit. Wohlhabende Touristen steuern über zwei Drittel des Bruttoinlandproduktes bei. Doch wie bereits 2020 kamen letztes Jahr rund 70 Prozent weniger Touristinnen und Touristen. Der Umsatz brach um 61 Prozent ein. Wie überlebt man das? «Mit Fischen und Kokosnüssen», erklärt Elizabeth Fideria. Die Niederländerin lebt seit 1993 auf den Seychellen und hat 1997 mit ihrem Mann die Tauchschule Big Blue Divers gegründet. «Wir alle haben gelernt, mit weniger als zuvor zu leben.» Der Boden und das Meer gäben genügend her, um die Bevölkerung mit Fischen, Früchten und Gemüse zu versorgen. Zudem habe sie den Personalbestand halbiert. Derzeit würden vor allem sie, ihr Mann und ihre Tochter die anfallenden Arbeiten erledigen.

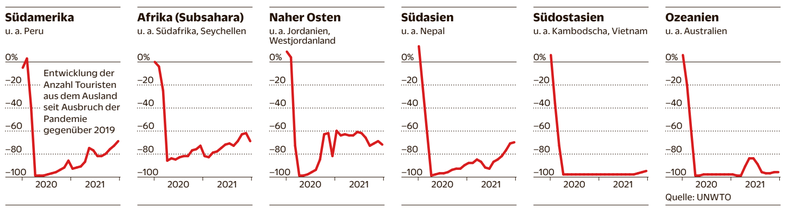
Lange Zeit hat das Virus die Seychellen verschont. Erst im Dezember 2020 steckte sich ein Einheimischer mit Corona an – ein Taxifahrer, infiziert von einem Touristen. Letztes Jahr war das Land von Januar bis März geschlossen. Derzeit verzeichnet es viele Omikron-Fälle. «Zeitweise nahm die Nachfrage nach Tauchunterricht zu, jetzt nimmt sie rapide ab», sagt Fideria. Sie und ihr Mann hätten die Zeit genutzt, um das Geschäft zu überdenken und für ein Post-Covid-Zeitalter neu aufzustellen. «Wir hatten vorher zu viele Touristen, die Branche ist auf den Seychellen zu schnell gewachsen.» Der erste Lockdown seien «unerwartete Ferien» gewesen, sagt sie. «Solche Pausen sind selbst im Paradies nötig.» Nun gehe es darum, das Paradies zu retten. Unter Wasser fallen ihr seit langem die immer bleicheren Korallen auf. Wissenschafter erklären das Phänomen mit dem Klimawandel.

Die durch Covid-19 auferlegte Pause im Tourismus habe auf dem Inselstaat viele angeregt, über eine neue Ausrichtung nachzudenken – auf weniger, dafür vor allem ökologisch ausgerichtete Touristen. Nicht möglichst viele Tauchgänge sollen ihre Kunden absolvieren, sondern solche, die sie für die Welt unter dem Meeresspiegel schärfen. Ihr Plan: «Verschwindet der Tourismus, gehen wir in den Umweltschutz.» *(hos.)*

Fortsetzung Seite 22

Einmal um die ganze Welt

Tourismusdestinationen und die Einbrüche der Besucherzahlen



Alles so verlassen …

Fortsetzung von Seite 21

Machu Picchu, Peru: Lamas statt Touristen

ERNESTO BENAVIDES / AFP

Über eineinhalb Millionen Menschen strömten 2019 in die peruanische Ruinenstadt. Plötzlich war Schluss. Das Land verhängte einen der strengsten Lockdowns weltweit. Wochenlang mussten Touristen in Hotels ausharren, bevor sie ausfliegen konnten.

Nur noch 270 000 Besucher verzeichnete Machu Picchu im Jahr 2020. Die Regierung hatte damals gegen Ende des Jahres für kurze Zeit inländischen Tourismus zugelassen. Heute seien aber wieder kaum ausländische Touristen hier, sagt Mariana Valqui, Inhaberin der Reiseagentur Quinti. «Machu Picchu ist so leer wie lange nicht mehr.» Nur 2150 Menschen sind dort täglich wegen der Corona-Beschränkungen zugelassen. Es sei kompliziert geworden, Wanderungen über den Inka-Trail zu organisieren, weil die Vorschriften streng seien. Gleichzeitig versanden die zunächst erfolgreichen Anstrengungen, in der Region weniger Müll zu produzieren. Lebensmittel, Teller, Besteck sind einzeln in Folien verpackt, Wasser gibt es wieder nur in Flaschen.

Es werde eine Weile dauern, bis die sozialen Schäden behoben seien. Köchinnen, Träger und Reiseleiter hätten in den Monaten ohne Touristen nicht gewusst, wovon sie leben sollten. Hunger sei normal geworden, sagt Trekkingorganisatorin Valqui, die in Ollantaytambo lebt, einer Kleinstadt nahe bei Machu Picchu. Die Menschen seien auf ihre Felder gegangen und würden versuchen, ihre Lebensmittel wieder selbst zu ziehen. Sie pflanzen Kartoffeln und halten Hühner.

Perus Wirtschaft hat der Ausfall des Tourismus empfindlich getroffen. Knapp zehn Prozent der heimischen Wirtschaftsleistung entstehen dort. In der Gegend zwischen Cusco und Machu Picchu ist Tourismus der einzige Wirtschaftszweig neben der Landwirtschaft.

Trotzdem verbreitet Valqui Zuversicht. Zwar verschöben viele Gäste ihre Reisen immer wieder, sobald es neue Nachrichten rund um Corona gebe, doch der Buchungsstand sei hoch. «Die Menschen trauen sich noch nicht richtig, aber sie wollen wieder reisen», sagt die Deutsch-Peruanerin.
Alexander Busch, Salvado

Wadi Rum, Jordanien: Kamele werden verkauft

GETTY IMAGES

Die Nebensaison beginnt in Wadi Rum jeweils im Januar. «Diesen Januar läuft gar nichts», sagt Bianca Abma, Managerin von Wadi Rum Nomads. Das von Beduinen geführte Familienunternehmen begleitet Touristen durch magische Wüstenlandschaften im Süden Jordaniens. Spielfilmen wie «Dune», «Star Wars» oder «The Martian» dienten sie als ausserirdischer Schauplatz. Reisende erfreuen sich an den schroffen Felsformationen, an der lebendigen Wüste und an Nächten unter klarem Sternenhimmel. Der britische Archäologe und Diplomat T. E. Lawrence begleitete hier im Ersten Weltkrieg den Aufstand der Araber gegen das Osmanische Reich. Jetzt kämpfen Beduinen um ihr Überleben. Zwar dürfen Touristen wieder nach Wadi Rum, aber aus dem Ausland kommt kaum jemand – und das seit zwei Jahren. «Es ist ein Unterschied, ob man offen ist oder ob man Gäste hat», sagt die 44-jährige Abma. Sie redet von «Ausnahmezustand». Es sei unmöglich, die strengen Auflagen einzuhalten. In der Wüste isst man aus dem gleichen Topf, was wegen der Pandemie untersagt ist, ebenso die Buffets in grossen Zelten. In den Camps teilen sich alle eine Toilette – einer der Gründe, warum muslimische Jordanierinnen und Jordanier die ausbleibenden internationalen Touristen nicht ersetzen. Frauen und Männer teilen in Jordanien das Bad nicht. Nach Ende des ersten Lockdowns durften zwar Touristen aus der Hauptstadt Amman kommen, aber nur, wenn sie im gleichen Haushalt lebten.

Das am Rande der Wüste liegende Dorf Wadi Rum Village hat sich entvölkert. 95 Prozent der rund 1200 Einwohnerinnen und Einwohner leben direkt oder indirekt vom Tourismus. Im März 2020 brach ihr Einkommen weg. Die staatliche Hilfe beschränkte sich auf Essensgutscheine. «Um zu überleben, haben die Beduinen ihre Kamele und Autos verkauft», sagt Abma. Sie verliessen ihre Häuser im Dorf und zogen mit ihren Familien in die Wüste, um wieder traditionell nomadisch zu leben. «Sie kamen ins Dorf wegen der Schule und der Arbeit. Da beides weggefallen ist, hat es für sie mehr Sinn, in der Wüste zu leben», erklärt Abma. Die Gastarbeiter aus Ägypten und dem Sudan haben die Region verlassen. Um 72 Prozent sanken die touristischen Einnahmen in Jordanien.

Für 2022 erwartet Abma eine leichte Erholung. Das Niveau von 2019 werde wohl erst 2025 erreicht sein. Bis dahin würden sie alle sehr viel einfacher leben. «Es ist erstaunlich, wie wenig Geld reicht, um zu überleben.» Die Menschen hätten sich an Unsicherheiten gewöhnt, wie den Nahostkonflikt oder Syriens Bürgerkrieg. «Wir wissen: Nach schlechten Zeiten kommen gute, deshalb kommen wir besser durch Krisen als Europa.» Klar sei: «Wadi Rum wird magisch bleiben, ist das alles vorbei, bauen wir es wieder auf.» *(hos.)*

Halong Bay, Vietnam: Hoffen auf den Mai

GETTY IMAGES

Mit Bussen sind sie vor die Hotels gefahren, haben die Touristen abgeholt, auf die Flughäfen gebracht und sie ausgeflogen. Beim Covid-19-Ausbruch 2020 reagierte das sozialistische Vietnam schnell und rigoros. Das Land wurde abgeriegelt. Zwei Jahre lang kamen keine ausländischen Touristen mehr ins Land – und damit keine Kunden für Dent Tran, 40. Er besitzt ein kleines Unternehmen in Saigon. Auserlesene Touren für kleine Gruppen bot er an: edle Schifffahrten in der Halong-Bucht, Kulturführungen durch die Lampionstadt Hoi An, Food-Touren in Saigon. 20 Angestellte arbeiteten für ihn.

Von einem Tag auf den anderen brach fast alles weg. Vietnam verlor durch Covid-19 80 Prozent aller Touristen und Dent Tran Aufträge im Wert von mehreren hunderttausend Dollar. Was ihm blieb, waren die inländischen Touristen aus der wachsenden Mittelklasse Vietnams. Aber auch diese Einkünfte fielen teilweise aus, etwa als die Grossstadt Saigon vergangenes Jahr monatelang in den Lockdown versetzt wurde. Um seine vierköpfige Familie über Wasser zu halten, verkauft sein Reiseunternehmen nebenbei Gemüse und Reis. Die meisten seiner Angestellten seien zurückgekehrt in ihre Heimatdörfer und arbeiten dort jetzt in der Landwirtschaft, erklärt er.

«Die Vietnamesen sind sich gewöhnt an widrige Umstände», sagt Lukas Mira, der mit seinem Schweizer Unternehmen Mirango Reisen nach Vietnam organisiert. Auch sein Betrieb ist seit zwei Jahren faktisch geschlossen. «Fünfzig Jahre Krieg und behördliche Willkür haben die Menschen dort eine grosse Flexibilität gelehrt.» Schlimmer traf es aber jene, die in Hotelprojekte investiert hatten und nun auf Bauruinen oder leeren Luxushäusern sitzen. Einige haben sich vom Dach ihres Hotels in den Tod gestürzt

Mit der Krise soll es bald vorbei sein. Nach dem vietnamesischen Neujahrsfest am kommenden Dienstag sollen die Arbeiter wieder in die Städte zurückkehren und den Tourismus ankurbeln. Seit November läuft ein Pilotprojekt. Rund 8500 Touristen aus ausgewählten Ländern wie China, Japan oder Singapur durften unter strengen Sicherheitsregeln bestimmte Gebiete bereisen. Im Mai will sich das Land ganz öffnen – voraussichtlich. *(fur.)*

Kalahari-Park, Südafrika: Von der Welt abgeschnitten

Es ist eine stille Folge der Pandemie, die James Kydd derzeit bei Reisen durch afrikanische Naturreservate erlebt. Wegen der schwindenden Mittel für Schutzmassnahmen kommt es zu mehr Wilderei und Schäden der Flora. Kydd, 44, ist privater Safariguide in Südafrika. Das Leben in der Natur ist für ihn mehr Berufung als Beruf. Doch er kennt die Arbeitslosigkeit in Dörfern, die vom Tourismus abhängig sind.

Eine Branche, die in Afrika über 40 Milliarden Dollar jährlich generierte, aber seit der Ausbreitung des Coronavirus wie keine andere eingebrochen ist. Allein in Südafrika sank die Zahl der internationalen Besucher im Jahr 2020 um 71 Prozent. Viele der rund 700 000 Arbeitsplätze im Tourismus gibt es nicht mehr. Und an den meisten Jobs hingen ganze Grossfamilien. In Europa sei man sich dieser Zusammenhänge nicht ausreichend bewusst, sagt Kydd. Verantwortungsvoll betriebener Safaritourismus habe sich als eine nachhaltige Finanzierungsmöglichkeit für Naturschutz erwiesen, ein Modell, das nun gefährdet sei. «Aus der Ferne kommt die Forderung: Schützt Tiere und Natur um jeden Preis. Aber dann schlägt das Coronavirus ein, und die Welt schneidet das südliche Afrika fast auf koloniale Weise ab.»

Besonders stark traf es Südafrikas Reisebranche, nachdem Forscher dort zunächst die Beta- und dann die Omikron-Variante gefunden hatten – eine Transparenz, die international mit Reisesperren quittiert wurde. Ganzen Landstrichen sei so die Existenzgrundlage entzogen worden, sagt Kydd. Der Imageschaden, den die Assoziation Afrikas mit neuen Virusvarianten erzeugt hat, werde sich über Jahre hinweg auswirken.

> **Es sind gut bezahlte Arbeitsplätze, die vor allem Frauen und junge Menschen anziehen – und das fördert die Entwicklung.**
>
> **Ralf Peters, Uno-Experte für Handel und Tourismus**

Alle zwölf geplanten Reisen für das Jahr 2020 wurden gestrichen, und damit fiel auch Kydds Einkommen weg. Vor der Pandemie war er völlig ausgebucht. Nun verlegte er sich mehr auf die Fotografie. Er arbeitete schon vor Corona für renommierte Magazine. Der Online-Verkauf hochwertiger Drucke seiner Naturaufnahmen und Ersparnisse halfen ihm über die Runden. Angestellten von Lodges zog die Pandemie dagegen den Boden unter den Füssen weg.

Es gab aber auch Hoffnungszeichen. Reiseveranstalter konzentrierten sich verstärkt auf den lokalen Markt, reduzierten die Preise und ermöglichten den eigenen Bürgern Zugang zu unberührter Natur in ihrer eigenen Umgebung. «Das fördert vor Ort die Bereitschaft, sich in die Erhaltung der Tierwelt einzubringen», sagt Kydd. Jetzt nimmt die Zahl der internationalen Buchungen langsam wieder zu. Kydds Kunden wünschen sich nun zunehmend authentische Naturerlebnisse. «Weniger Luxus-Lodge, mehr Lagerfeuer unter den Sternen», sagt er. «Die Leute hatten Zeit, sich über das Leben Gedanken zu machen.»
Christian Putsch, Kapstadt

Cooya Beach, Australien: «Wir werden es überleben»

Mit einem scharfen Messer bearbeitet Linc Walker die beiden Spitzen seines traditionellen Fischspeers, bevor er durch dichte Mangroven ins knietiefe Meerwasser stapft. Doch anders als vor zwei Jahren fischt er heute allein – ohne Touristen aus aller Welt. Walker gehört zum indigenen Volk der Kuku Yalanji aus dem Norden Australiens im heutigen Gliedstaat Queensland. Seit fast 60 000 Jahren sind die Clans der Kuku Yalanji die Hüter des uralten Regenwalds der Region. Und seit 1999 teilen die Brüder Linc und Brandon Walker ihr traditionelles Wissen, ihre Jagdkenntnisse, ihre Traumzeit-Geschichten, ihren Humor und ihre Musik mit Besuchern. Langsam bauten die beiden ein reges Tourismusunternehmen auf, das viele Mitglieder ihres Familienclans beschäftigte und sie von staatlicher Unterstützung unabhängig machte.

Doch dann kam die Pandemie. Ab März 2020 waren die Grenzen Australiens geschlossen. Die Zahl der internationalen Besucher betrug im November 2021 gerade noch 21 000. Vor der Pandemie im November 2019 waren es 804 000. Queensland mit dem berühmten Barrier Reef, Regenwäldern, weissen Stränden, einsamen Inseln und dem wilden Outback war besonders lange von der Welt abgeriegelt. Erst seit dem 22. Januar dieses Jahres dürfen voll geimpfte internationale Besucher wieder ohne Quarantäne-Auflagen einreisen. Doch ihre Zahl steigt nur langsam.

Zwei Jahre lang hat sich die Firma von Linc Walker eher mühsam über Wasser gehalten. Das Büro wurde nach Hause verlegt, notwendige Anschaffungen wie neue Computer und Fahrzeuge aufgeschoben, dringende Reparaturen und ein Minimum an Werbung aus Ersparnissen bezahlt. Eine Zeit lang erlaubten staatliche Pandemiezuschüsse dem Unternehmen, seine Arbeitskräfte zu halten. Doch die meisten Hilfsgelder liefen ab März 2021 aus. Seitdem verdienen Linc, Brandon und die meisten ihrer Beschäftigten ihr Geld als Musiker und Erzähler in Hotels und Pubs, als Lehrer und Lehrerinnen an den örtlichen Schulen und als Veranstalter von kulturellen Touren für Schulklassen. «Diese Programme haben uns sehr geholfen», sagt Linc Walker. «Und dann haben wir ja auch weiterhin unsere Traditionen gepflegt, haben regelmässig gefischt und gejagt und einheimische Früchte und Heilpflanzen gesammelt. Das gehört einfach zu unserem Leben – mit oder ohne Touristen. Die Menschen in Australien haben im letzten Jahrzehnt sieben Jahre Dürre, riesige Buschbrände und dann Überschwemmungen überlebt. Und dann kam Corona. Auch das werden wir überleben.» *Esther Blank, Sydney*

Mariana Valqui hat Mühe, wegen der Corona-Auflagen ihre Wanderungen über den Inka-Trail bei Machu Picchu durchzuführen.

Bianca Abma bietet Aufenthalte in der Wüstenregion Wadi Rum an. Die Beduinen mussten ihre Kamele und Autos verkaufen.

Dent Tran musste die Angestellten seines Reiseunternehmens in Vietnam entlassen. Nun verkauft er Gemüse und Reis.

James Kydd ist ein privater Safariguide und Fotograf in Südafrika. Weil die Touristen ausbleiben, nähert er sich derzeit mit der Kamera den wilden Tieren.

Linc Walker gehört zum indigenen Volk der Kuku Yalanji. Statt mit Touristen zu fischen, geht er heute allein auf die Jagd.